

BAUNETZWOCHE[#]319

Das Querformat für Architekten, 24. Mai 2013

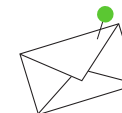
Donnerstag

Hohe Ehre im Rahmen der Eröffnung der Ausstellung „Motion Matters“ über das niederländische Büro UN Studio. Aber nicht Ben van Berkel und Caroline Bos erhielten die Auszeichnung, sondern die Erfinderin der Berliner Aedes-Galerie Kristin Feireiss: Als eine ihrer letzten Amtshandlungen verlieh ihr Königin Beatrix den Orden *Ridder in de Ordre van de Nederlandse Leeuw*. Angereist war die ehemalige Königin, obwohl jetzt Pensionärin, allerdings nicht. Den Orden heftete der niederländische Botschaftsrat für Kultur an.

Freitag

Noch einmal Kristin Feireiss: Zusammen mit Ratan N. Tata aus Indien, bis 2012 Vorsitzender von Tata Sons, wird sie als neues Mitglied in die Jury des Pritzker-Preises berufen. Damit besteht die illustre Runde nun aus acht Preisrichtern. Diese werden jeweils für einige Jahre bestimmt; zuletzt gehörten dem internationalen Kreis Lord Peter Palumbo (Vorsitz), Alejandro Aravena, Stephen Breyer, Yung Ho Chang, Glenn Murcutt und Juhani Pallasmaa an.

Special:
BAUGRUPPEN



[BAUNETZWOCHE-Newsletter bestellen!](#)



BAUGRUPPEN — BOOM ODER AUSLAUFMODELL?

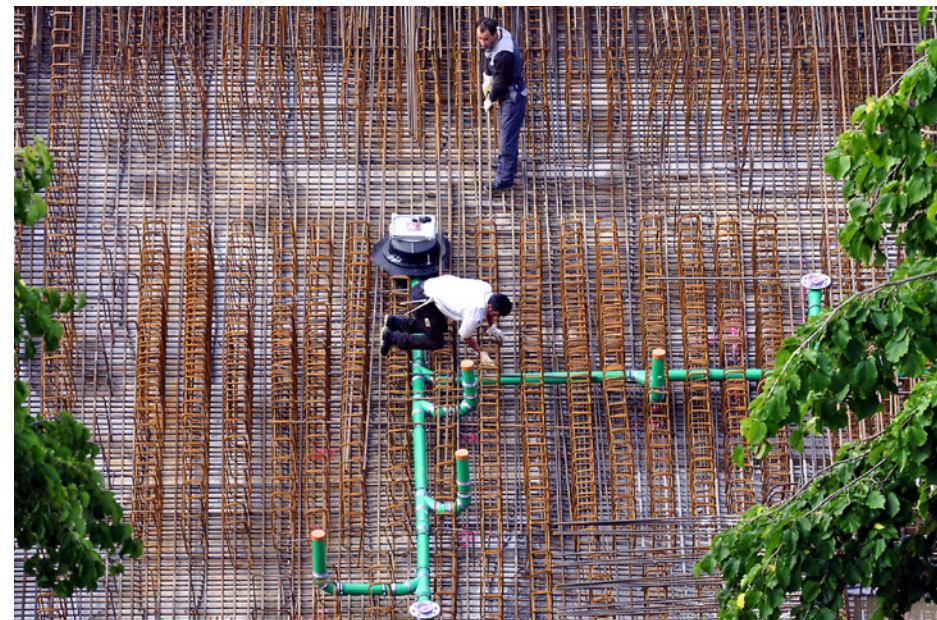
Baugruppen: Das Modell, ohne „Zwischenhändler“ bezahlbares Wohneigentum zu erwerben, hat großen Zulauf. Allmählich werden aber attraktive innerstädtische Flächen knapp - verlangsamt sich dadurch der Boom der letzten Jahre?

Die Vorteile scheinen immer noch bestechend, aber ohne Kommunikationstalent, Kompromissbereitschaft und den Einsatz von viel Freizeit geht es nicht. Wir haben drei Baugruppen aufgesucht und nach einer Zwischenbilanz gefragt.

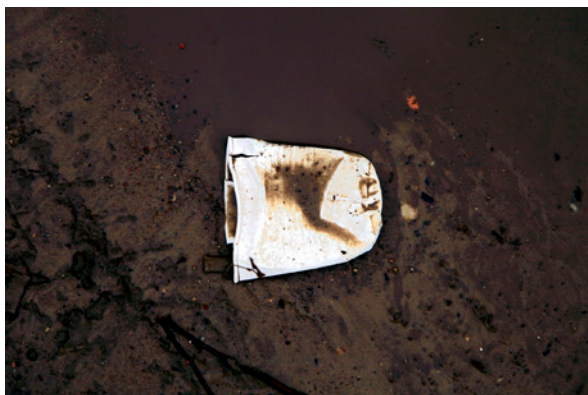
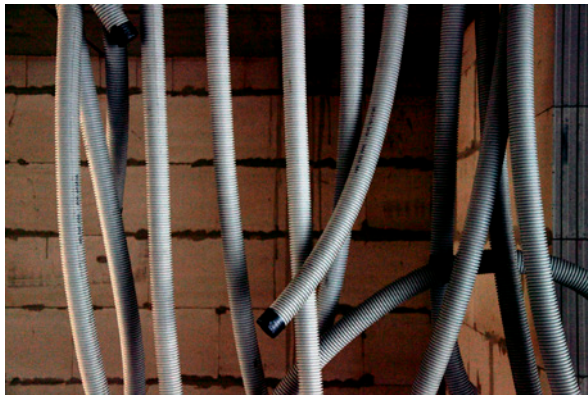


*Momentaufnahmen einer Baugruppenbaustelle zwischen April 2011 und August 2012
Fotos: Thomas Spier*

In der Silvesternacht zogen sie los, am Neujahrsmorgen waren die Werke, wenn auch in holpriger Rechtschreibung, vollendet: Orange leuchtende Buchstaben gegen die „Verdrängung“ und das eingekreiste „A“ verkündeten den Protest gegen ein jüngst bezogenes Baugruppenensemble in Berlin-Kreuzberg. Dennoch, Baugruppen boomen, nicht nur in der Hauptstadt. Auch wenn es sich selbst für erfahrene Baugruppelinge so darstellt, ist Berlin keineswegs die Hochburg der Baugruppen. Erfunden wurde dieses Modell Mitte der 1990er Jahre in Süddeutschland mit Tübingen als Vorreiter. Ab 1993 stand nämlich ein rund 65 Hektar großes Areal zur Umnutzung bereit: die ehemaligen Kasernenanlagen des französischen Militärs. Der Stadtplaner und damalige Leiter des Stadt-sanierungsamts Andreas Feldtkeller gab den Anstoß, die Grundstücke zu kaufen und für alternative Bauvorhaben zur Verfügung zu stellen – es entstanden zwischen 700 und 2.000 Arbeitsplätze (die Angaben variieren je nach Quelle) und Wohnraum für 6.500 Menschen. Die letzte Baulücke im „Französischen Viertel“ wurde 2007 geschlossen.



Das Modell Baugruppe machte Schule und wanderte weiter, über Stuttgart und München nach Hamburg, Leipzig und Berlin. Hier nahm im Deutschen Architektur Zentrum (DAZ) 2007 eine Ausstellung mit dem treffenden Titel „auf.einander.bauen – Baugruppen in der Stadt“ das Thema auf. Sie beschränkte sich nicht auf einzelne Projekte, sondern bezog den gesamten Prozess von der Entstehung einer Baugruppe über die Bauphase bis zum fertigen Objekt mit ein. Berlin mit seiner ohnehin großen Fläche und überdurchschnittlich vielen innerstädtischen Brachen bot bereits vor sechs Jahren ein breites Spektrum an Beispielen – für manche Besucher sowohl die erste Berührung mit der Baugruppenidee als auch die Anregung, sich ernsthaft mit dieser alternativen Methode, Wohneigentum zu erwerben, auseinanderzusetzen. Inzwischen ist aus einem Experiment eine erprobte und beliebte Bau- und Wohnform geworden, ob als Wohneigentümergeinschaft oder Genossenschaft.



Momentaufnahmen einer Baugruppenbaustelle zwischen April 2011 und August 2012, Fotos: Thomas Spier

Zwischen Pragmatismus und ästhetischem Anspruch

Hausbau als Baugruppe zu betreiben, hat überzeugende Vorteile: Zuallererst den, dass man den klassischen Investor, in der Beliebtheitsskala ungefähr gleichauf mit Maklern, nicht braucht. Der Quadratmeterpreis sinkt spürbar im Vergleich zur „schlüsselfertigen, lichtdurchfluteten“ Wohnung. Eigentum wird dadurch für Viele erst vorstellbar sowie zunehmend attraktiv bei Mietsteigerungen, deren Entwicklung niemand einschätzen kann. Die Mitwirkung ist ein weiteres Argument, wenn auch der Balanceakt zwischen Selbstverwirklichung der Auftraggeber und der Architekten individuell ganz unterschiedlich funktioniert. Aber: Teil des Modells ist, dass die Bauherren mehr Einfluss auf die Gestaltung ihrer zukünftigen Wohnung und auch des gesamten Hauses nehmen können (oder können sollten) als beim herkömmlichen Erwerb von Eigentum.

Neben den individuellen und finanziellen Vorteilen werden übergeordnete Pluspunkte mitgeliefert: Baugruppenhäuser verdichten die Innenstädte – ob durch die Nutzung von Brachflächen oder die Umnutzung nicht mehr gebrauchter Areale und Gebäude –, sie wirken also dem Ausfransen der Stadtränder entgegen. Die Mitglieder vieler Baugruppen sind an einer energieeffizienten und ressourcenschonenden Bauweise interessiert – es entsteht aber zugleich ein Problem: die vielzitierte Gentrifizierung. Baugruppen wird gerne unterstellt, sie würden sich als besser verdienende „Parasiten“ in Nachbarschaften setzen, dadurch deren soziale Zusammensetzung verschieben und die Preise in die Höhe treiben. Ganz von der Hand zu weisen sind

diese Vorwürfe nicht, denn es ist doch überwiegend der gesunde Mittelstand mit auffallend hohem Akademikeranteil, der sich zusammenschließt und sich den „Luxus“ erlauben kann, über Gründächer, Kfw-Standards und Erdwärmesysteme zu debattieren. Soweit die Außensicht. Das interne Gefüge ist häufig viel differenzierter; der Freiberufleranteil überraschend hoch und auch der Prozentsatz derjenigen, die vorher bereits im Kiez gewohnt haben und nun Wohnraum freimachen. Der Unmut äußert sich – wenn er denn sichtbar wird – in mehr oder weniger fantasievollem Graffiti an den Hauswänden oder auch eingeschlagenen Fenstern. Die Presse springt gerne auf die Gentrifizierungsdebatte an. Baugruppen sind gut beraten, wenn sie rechtzeitig Öffentlichkeitsarbeit betreiben, ihr Modell erklären, die Nähe zur Nachbarschaft suchen und Missverständnisse oder Fehlinformationen auszuräumen versuchen.

Zwischen Kuschelgruppe und Zweckgemeinschaft

Mindestens so wichtig wie die Kommunikation nach außen ist die nach innen. Denn Baugruppen sind keine Kuschelkurse, in denen nach größtmöglicher Harmonie gestrebt wird. Das gemeinschaftliche Wohnen als Grundgedanke ist zwar die Voraussetzung für den Erfolg, aber daneben gibt es individuelle Wünsche und Forderungen, die durchaus lautstark und fern von Kompromissangeboten vorgetragen werden. Besonders große Gruppen drohen auseinanderzufallen, und so ist inzwischen ein eigener Beruf entstanden: der des Mediators im Baugeschäft. Sich einen solchen neutralen Schiedsrichter zu leisten, lohnt sich, denn Streit kostet Zeit und jede Verzögerung des Abstimmungs- und Bauablaufs Geld.



*Momentaufnahmen einer Baugruppenbaustelle zwischen April 2011 und August 2012
Fotos: Thomas Spier*

Zwischen Entscheidungsfindung und Einzug...

... vergehen einige Jahre. Wir haben uns verschiedene Abschnitte und unterschiedliche Rollen in diesem Prozess angesehen und sowohl Bauherren sowie auf Baugruppen spezialisierte Architekten befragt.

Rückblick 1: **Baugruppe „Weitsicht“ in Berlin-Friedrichshain**

Ein Gespräch mit Beate Marvan (BM), Architektin bei **Arnold und Gladisch Architekten**, und Jutta Bornholdt-Cassetti (JBC) sowie Claudio Cassetti (CC), Bauherren (Einzug 2010)

CG: Was bedeutet der Begriff „Baugruppe“ für euch?

JBC: Aufeinanderbauen im doppelten Wortsinn, und tatsächlich hat uns die Ausstellung im DAZ 2007 auf den Gedanken gebracht, dass das ein Modell für uns sein könnte. Bestochen hat uns daran, sich den Traum der eigenen Wohnung zu erfüllen, auf bodenständige Art und ohne Luxusgedanken, mitreden zu können.

CC: Sich Eigentum leisten zu können und das Lebensmodell, das dahinter steckt.

Wie kam die Entscheidung für die Architekten zustande?

JBC: Das Büro Arnold und Gladisch haben wir über eine Baugruppenseite im Internet gefunden. Wir haben gleich deren Kompetenz gespürt. Und der unaufgeregt-klare Entwurf hat uns gefallen.



Baugruppenhaus „Weitsicht“, Straßenseite, Arnold und Gladisch 2010



Gartenseite, Fotos: Werner Huthmacher

*Ist die Zusammensetzung der Gruppe zufällig?
Und was ging dem voraus?*

JBC: Ja, die Gruppe ist zufällig zusammengewürfelt.

BM: Wir haben das Grundstück im Oktober 2007 gekauft, im Dezember war die Gruppe bereits voll. Es gibt eine Faustregel: Ab 70 Prozent Belegung wird mit dem Rohbau begonnen. Die Gruppe hat eine gute Größe: 18 Erwachsene, vier Kinder auf zwölf Wohnungen verteilt.

Beate, du bist zugleich Bauherrin und die Projektleiterin dieses Baugruppenhauses. Hat die Doppelrolle funktioniert?

BM: Es war nicht von vorneherein vorgesehen, dass ich mit einziehe. Aber es funktioniert sehr gut.

Was siehst du in Deiner Rolle als Architektin als besonders wichtig im Bauprozess an?

BM: Unbedingt die Bauzeit einzuhalten! Alle Schritte zwischen Architekten, Bauherren und Firmen transparent zu halten. Die Firmen nicht zu überzahlen. Und die Gratwanderung zwischen Stringenz im Ablauf und der Rücksicht auf individuelle Wünsche zu schaffen. Die Aufgabenverteilung innerhalb des Büros muss klar sein: Wer macht die Bau-, wer die Projektleitung, wer kümmert sich also um den Bau selbst, wer um die Bürokratie. Denn beides braucht man, und beides ist ein Fulltimejob.

Hat das durchgängig geklappt?

BM: Höchste Priorität hatte für uns, wie gesagt, die Transparenz in der Kommunikation. Wenn etwas an

der einen Stelle teurer wurde, haben wir gemeinsam überlegt, wo an anderer Stelle gespart werden konnte, ohne den Standard herunterzuschrauben. Es wurde alles abgestimmt, da bleibt es nicht aus, dass jemand auch kompromissbereit sein muss.

JBC: Vertrauen ist die Basis für den gesamten Prozess. Das hat trotz der Bauverzögerung durch einen – unverschuldeten – Wasserschaden nie gelitten. Der angekündigte Quadratmeterpreis wurde gehalten. Für uns als Paar hat es bedeutet, sich noch einmal in einer neuen Situation kennenzulernen, sich gegen vermeintlich wohlmeinende „Einflüsterungen“ von außen abzugrenzen, gemeinsame Entscheidungen zu fällen.

Ihr wohnt jetzt drei Jahre hier – wie ist eure Zwischenbilanz?

JBC: Wunderbar – wir sind sehr glücklich hier. Es war auch eine spannende Phase, sich das Haus anzueignen. Denn zunächst zieht man ja in ein seelenloses Gebäude. Es füllt sich erst nach und nach mit der Individualität der Bewohner.

Eure Hauswand ist häufig beschmiert, die Fenster zum Treppenhaus beschädigt – wie geht ihr damit um?

CC: Keinesfalls persönlich nehmen! Ich sehe das als Zeichen eines übergeordneten Problems, nämlich, dass es zu wenig bezahlbaren Wohnraum gibt.

JBC: Das ist natürlich hilflos und destruktiv, lieber würde ich mit den Leuten reden. Aber wir müssen damit leben.

BM: Man darf auch nicht leugnen, dass Baugruppenhäuser manche Gegenden aufwerten und dabei teurer machen. (Text und Gespräch: Christina Gräwe)



*Detail der Straßenfassade
Balkone auf der Gartenseite, Fotos: Beate Marvan*



Baugemeinschaft Zelterstraße, Hoffassade, Zanderroth Architekten 2010, Foto: Simon Menges



zwischen Vorderhaus- und Hinterhauszeile



Straßenfassade, Fotos: Simon Menges

Rückblick 2: Zweckgemeinschaft Baugemeinschaft, Berlin-Prenzlauer Berg

Baugemeinschaften bauen nicht nur zusammen, sie bleiben es auch. Das ist zumindest die Idee. Und wie in einer Ehe gehört Krach eben dazu. So auch bei der Berliner Baugemeinschaft in der Zelterstraße. Das sind 45 Wohneinheiten, die sich auf die straßenseitigen Stadthäuser und das Hinterhaus aufteilen, und genau von dort kommt der Ärger.

Wie so häufig fing alles ganz harmlos an. Nach dem Bau zog sich die Mängelbeseitigung extrem in die Länge. Das lag unter anderem daran, dass wegen der langen Bauverzögerung bereits Viele in die unfertigen Wohnungen zogen und dadurch der Zugang für die Handwerker erschwert wurde. Dann gab es bei den Fenstern ein Kondenswasserproblem. Die daraufhin folgende Kommunikation

zwischen den Architekten und der Baugemeinschaft verlief wohl eher schwach. Eine irrationale Angst, dass sich die Architekten womöglich aus dem Staub machen könnten, breitete sich aus, und es wurden eigene Gutachter beauftragt. Dies führte unweigerlich zum gegenseitigen Misstrauen.

Das zog sich bis ins Detail: Beim Durchzählen der Steckdosen fiel einem Bewohner auf, dass entgegen der Planung tatsächlich eine fehlte. Steckdosen kosten auch Geld. Zugegebenerweise nicht viel, doch es ging nicht nur ums Geld, sondern ums Prinzip. Als an Weihnachten in einigen Wohnungen die Heizung ausfiel, wandten sich die fröstelnden Bewohner nicht an den Heizungsmonteur, sondern an die Architekten und zeigten damit, dass ein Großteil von ihnen immer noch nicht



Blick über die Dächer (Fotos: Simon Menges)

verinnerlicht hatte, dass der Architekt nicht der Bauherr war. Sondern die Baugemeinschaft, also sie selbst.

„Das Gute an einer so großen Baugruppe ist“, sagt Susanne Friedburg, die in einem der Stadthäuser wohnt, „dass die Nörgler nicht so ins Gewicht fallen. Innerhalb der Baugesellschaft bilden sie nur eine kleine Minigesellschaft.“

Obwohl einige die Baugruppe offensichtlich rein pragmatisch betrachten und sie nur als Mittel sehen, um günstig an Wohneigentum zu kommen, scheint der Glaube an die Gemeinschaft dennoch groß zu sein. Denn von vorne herein haben die Architekten eine Vielzahl an Gemeinschaftsflächen festgelegt, darunter den großen Hofgarten, den Dachgarten, die Sommerküche, die Sauna und die Gästewohnung. „Daran war nicht zu rütteln“, sagt Susanne. „Das einzige, was man bestimmen durfte, waren der Bodenbelag und die Wandfliesen.“ Dass es hier um das Leben miteinander und nicht nur nebeneinander geht, war also von Anfang an klar. Der Gemeinschaftsgedanke scheint ein Fundament dieser Baugruppe zu sein, auch wenn es mal Streit gibt. Wie in einer Ehe eben. (Jennifer Lynn Erdelmeier)

Die Gestaltung des Badezimmers scheint der Traum aller Eigentumswohnungskäufer zu sein

Wie viele andere lockte auch Sascha Zander und Christian Roth (**Zanderroth Architekten**) vor über zehn Jahren das perforierte Stadtgefüge mit seinen vielschichtigen Nischen, günstigen Immobilienpreisen und unzähligen Möglichkeiten nach Berlin – mittlerweile haben sich die Architekten mit eine Reihe von erfolgreichen



Baugruppenhaus E3 in Berlin-Prenzlauer Berg, Kaden + Klingbeil Architekten 2008



Die Verbindungsstege zwischen Treppenturm und Wohnungen, Fotos: Bernd Borchardt

Baugruppenprojekten einen Namen gemacht. Als sie anfangen, katalogisierten sie die Leerräume der Stadt, über 1000 unbebaute Grundstücke umfasste ihre Liste.

Ein Großteil davon lag in den heute sehr beliebten Stadtteilen Prenzlauer Berg und Mitte. „Weil wir aber nicht nur die Leere lieben, sondern auch das Bauen, begannen wir bald auch die Eigentümer dieser leeren Grundstücke zu recherchieren und ihnen Briefe zu schreiben, dass wir eine tolle Idee hätten, was man darauf bauen könnte“, erinnert sich Sascha Zander. „Auf diese Weise kamen wir zu unserem ersten Auftrag.“ Gleich drei ihrer ersten Baugruppen-Projekte findet man heute in der Schönholzer Straße im Prenzlauer Berg.

Da die Architekten jedoch nicht davon überzeugt sind, dass man mit vielen Leuten ein Haus planen kann, schlagen sie den Beteiligten der Baugruppe einen Deal vor: Sie dürfen den wirtschaftlichen Zugewinn des Projekts einzustreichen, wenn die Architekten im Tausch planerische und gestalterische Freiheit bei der Gestaltung von Fassade und Struktur des Gebäudes erhalten. „Im Innern der Wohnungen treten wir diese Gestaltungsfreiheit hingegen wieder an die Mitglieder der Baugruppe ab“, erklärt Sascha Zander. „Insbesondere die Ausgestaltung des Badezimmers scheint der Traum aller Eigentumswohnungskäufer zu sein.“ Die Berliner Architekten interessiert aber nicht nur ein besseres architektonisches Ergebnis für die Wohnungen und das Gebäude, sondern auch die Schnittstelle zwischen öffentlichem und privatem Raum. „Architekt und Bauherr haben eine Verantwortung gegenüber dem Stadtraum. Das Projekt der Zwillingstürme leistet diesbezüglich einen sehr konkreten Beitrag, indem es zwischen den beiden Häusern einen begrünten Platz schafft, der von der Baugruppe bezahlt

und unterhalten wird, aber ohne Einschränkung öffentlich nutzbar ist und auch genutzt wird.“ (jk)

Rückblick 3:

Baugruppe E3 Berlin-Prenzlauer Berg

Dieses Haus hat spätestens mit seiner Fertigstellung 2008 doppelt Aufmerksamkeit hervorgerufen: nämlich als Rekord im Holzbau – mit sieben Geschossen trotzten die Architekten **Kaden + Klingbeil** den strengen Brandschutzregeln – und als rundum erfolgreiche Baugemeinschaft. Schon der Entstehungsprozess war intensiv und konstruktiv, wie eine der Bewohnerinnen, Ulrike Draesner, bereits vor Jahren berichtete. Was die Gruppe damals gewagt und geübt hat, hat sich inzwischen verfestigt. Als „komfortable Situation des Miteinander“ bezeichnet es Tom Kaden, der mit seinem Büro gleich miteingezogen ist. Die Bewohner zeigen sich noch nach fünf Jahren geduldig, sowohl untereinander als auch dem nicht abbreißenden Strom von Architekturtouristen gegenüber. Neulich erst besuchte eine Gruppe von 30 japanischen Architekten das Haus. „Der Einstieg war fantastisch“, sagt Tom Kaden. Sonst hätten sie die Nische „Baugruppe“ auch nicht weiter ausgereizt; E3 dient immer wieder als Werbeobjekt für zukünftige Baugemeinschaften. Die Schwierigkeiten, die aus anderen Baugruppen zu hören sind, wie die Trennung zwischen Gemeinschafts- und Privateigentum und die jeweilige Inbesitznahme, sei hier kein Problem. Als das inzwischen gewachsene Büro aus Platzgründen einen erneuten Umzug diskutierte, entschieden die Mitarbeiter: „Wir bleiben im Aquarium!“, womit die verglaste Erdgeschosszone gemeint ist. In die Komplimente an das Haus reiht sich auch Ulrike Draesner ein: „Wie ist es uns inzwischen ergangen: gut!



Vor dem Einzug, Foto: Bernd Borchardt



Glückliche Bauberrin: die Schriftstellerin Ulrike Draesner in ihrer Wohnung



Fotos: Bernd Borchardt

Das Wohnen macht Spaß und ist extrem angenehm durch das Holz, ich weiß das inzwischen sehr, sehr zu schätzen.“ Gerade wird das Dach der Kellerersatzräume im Garten begrünt – eine weitere Fläche für Aktivitäten der Hausgemeinschaft.
(Christina Gräwe)

Die Baugruppe: Missverständnis oder Auslaufmodell?

Vor zehn Jahren galt es noch als exotisch, heute ist es mit weit über 150 Baugruppen allein in Berlin ein gängiges Wohnmodell für gut verdienende Mittelklasse-Haushalte: Das Wohnen in der Baugruppe. Wurde der Zusammenschluss von Bauherren zu einer Bauherrengemeinschaft als neue Alternative zum Wohneigentum in der Innenstadt anfangs belächelt, können sich heutzutage den Baugruppen-Traum nur noch wenige leisten – und das nicht nur in Berlin, sondern auch in Köln, München und Freiburg.

Meist sind es junge Familien, für die Wohneigentum angesichts steigender Mietpreise in Städten wie Berlin eine Altersvorsorge darstellt. Neben den exklusiven Flächen an der Spree gab es in der Hauptstadt nach der Wende eine Vielzahl von Brachflächen mit ungewöhnlichen Grundstückszuschnitten, die für Großinvestoren häufig eher uninteressant, für Baugruppen aber gerade aus diesem Grund überhaupt erst finanzierbar wurden. Durch Einsparungen bei den Vermarktungskosten, Grunderwerbssteuer sowie bei Gewinn- und Risikozuschlag konnten so Gebäude entstehen, die bei gleicher Qualität weniger kosten als beim Bauträger – häufig bis zu 25 Prozent in der Gesamtsumme – und außerdem auch noch interessant aussehen. Eine Reihe junger Architekturbüros konnte so in den letzten Jahren ein spannendes Portfolio mit Erstlingswerken füllen, die sonst in dieser Form wohl nicht realisiert worden wären.

„Richtfest“ heißt ein Stück, das in dieser Spielzeit im Berliner Renaissance-Theater zu sehen ist. Es ist ein Portrait der Baugruppe „Goethe 21“, die ihr gemeinsames Wohnglück in einer Charlottenburger Baulücke realisieren will. Architektonisch ist dies wenig innovativ, sondern es zeigt sich als biederes Abbild einer gesichtslosen

Fertighaus-Ästhetik. Die vermeintlich guten Freunde und ihr Architekt diskutieren sich von Treffen zu Treffen und Akt zu Akt soweit auseinander, dass ihr Projekt bereits vor der Finanzierung scheitert. Zum Spatenstich kommt es nicht; das Richtfest steht in diesem Drama in unerreichbarer Ferne.

Die Art und Weise, wie das Thema Baugruppe hier im Theater verarbeitet ist, könnte ein Indiz für den Abgesang dieses Wohntrends sein. Während das Stück eher auf die Missverständnisse bezüglich der verschiedenen Ansichten und Ansprüche innerhalb einer Baugemeinschaft abzielt, ist für das langsame Auslaufen des Baugruppen-Modells ein anderer Grund zu nennen: Günstige Baugrundstücke gibt es auch in Berlin fast nur noch außerhalb der Innenstadt.

Attraktiv wird die Baugemeinschaft aber erst durch ihren urbanen Bezug – wer an den Stadtrand zieht, kann dort auch in einer Reihen- oder Doppelhaushälfte sein Glück suchen. Das Missverständnis der Baugruppe beginnt also mit dem gesellschaftlichen Idealbild der Kleinfamilie und endet mit seiner Verortung – die Architekturgeschichte ist durch Baugemeinschaften immerhin um ein großes Spektrum mutiger Wohnbeispiele bereichert worden.

(Jeanette Kunsmann)



Baugemeinschaft Zelterstraße, Blick über das Vorderhaus, Foto: Simon Menges

Intelligente Gebäudetechnik einfach steuern – zu Hause und unterwegs Gira HomeServer

Licht automatisch schalten und dimmen, Musik im ganzen Haus verteilen, Räume genau nach Bedarf heizen: Der Gira HomeServer macht das eigene Zuhause komfortabler, sorgt für mehr Sicherheit und hilft gleichzeitig beim Energiesparen. Er steuert alle Funktionen der KNX/EIB Installation und integriert Türsprechanlagen, Multimedia-Systeme, Kameras, Haushaltsgeräte und vieles mehr nahtlos in die Gebäudesteuerung. Als zentrale Bediengeräte stehen die Gira Control Clients mit brillanten Touchdisplays in zwei Größen zur Auswahl. Zusammen mit der Gira HomeServer/FacilityServer App ermöglicht er zudem die mobile Steuerung der gesamten Gebäudetechnik – per iPhone, iPad und iPod touch sowie mit Android-Geräten.

Mehr Informationen unter www.gira.de/homeserver

Abbildung links: Gira Control 19 Client, Glas Schwarz/Aluminium, Abbildung rechts: Gira HomeServer/FacilityServer App auf dem iPhone
[Interface Konzeption/Design: schmitz Visuelle Kommunikation]



Made in Germany

GIRA

HAMBURG
6. JUNI

SLOW ARCHITECTURE

GROHE

Pure
Freude
an Wasser

Lässt sich mit Slow Architecture ein neuer Umgang mit Stadt und Landschaft erreichen?

Für einen Großteil der heute geplanten und verwirklichten Bauten zählt als oberster Grundsatz nicht Qualität, sondern Wirtschaftlichkeit – sie bestimmt das Aussehen unserer Städte und Gemeinden.

SLOW ARCHITECTURE steht für einen Gegentrend, für Qualitäts- und Verantwortungsbewusstsein. Der Grohe-Dialog in Hamburg stellt beispielhafte Projekte vor, die eine Vorstellung davon geben, welche Facetten dieser Wandel haben kann und welche konkreten Lösungen bereits gefunden wurden.

Vorträge:

Francis Kéré, Berlin

Verantwortungsbewusstsein / Werteorientierung

Martin Rauch, Schlins/Österreich

Traditionalisierung

Armando Ruinelli, Soglio/Schweiz

Regionalisierung / Identität

Hamburg, 6. Juni 2013

Hamburger Kunsthalle Galerie der Gegenwart

Glockengießerwall, 20095 Hamburg

Einlass: ab 19.00 Uhr

Die Veranstaltung ist kostenlos.

Weitere Informationen und die Anmeldung:

www.grohe-dialoge.de

Kapoor in Berlin

Es ist ein Luxus und ein Genuss, durch die Räume im Erdgeschoss des Martin-Gropius-Baus zu wandeln, bevor seit letztem Samstag vermutlich Menschenmengen in die Ausstellung „Kapoor in Berlin“ drängen. Denn der indisch-britische Bildhauer Anish Kapoor ist – selbst eher zierlich – einer der ganz großen zeitgenössischen Künstler. Seine Raum-Kunst ist immer wieder mitreißend, ob 2002/03 mit der raumgreifenden Trichter-Skulptur in der Turbinenhalle der Londoner Tate Modern, 2007/08 im Münchner Haus der Kunst oder mit dem rostigen Stahl-Ei, das 2008 unter dem Titel „Memory“ den Raum der Deutschen Guggenheim in Berlin ausfüllte. Groß sind auch viele seiner Exponate, die er für die aktuelle Ausstellung im Gropius-Bau neu arrangiert und um Werke angereichert hat, die eigens für das Museum entstanden sind. „So wie hier wird die Ausstellung nirgendwo mehr gezeigt“, verkündet denn auch Direktor Sievernich sichtlich stolz auf der Pressekonferenz.

Aber was ist das Mitreißende? Größe allein reicht dafür nicht aus. Anish Kapoor, der neben der Form die Farbe als wichtiges Mittel seiner Kunst hervorhebt, stellt keine autistischen Gebilde in den Räumen oder auf öffentlichen Plätzen ab.



Symphony for a Beloved Sun



1st Body



*Non Objects: Oval Twist, Door, Square Twist
alle Fotos: Jens Ziehel/Anish Kapoor/VG Bildkunst Bonn, 2013*

Ausstellung Kapoor in Berlin

*18. Mai bis 24. November 2013,
Mi-Mo 10-19 Uhr
Martin Gropius-Bau
Niederkirchner Straße 7
10117 Berlin*

www.berlinerfestspiele.de

Seine abstrakten Figuren, mal rau, mal spiegelglatt, mal gekurvt, gekleckst, aufgepustet oder in Facetten zergliedert, nehmen immer Kontakt mit ihrer Umgebung auf. Kapoor reagiert auf die jeweilige Situation und bestimmt sie zugleich neu. Das spart auch die Betrachter nicht aus. Die spiegeln sich, sehen sich in facettierten Tellern zersplittert, die wie riesige Insektenaugen an der Wand hängen, fühlen sich, als seien sie Teil eines Endoskops, in organartige Schläuche gezogen. Oder werden durch tiefschwarze Flächen – oder sind es doch Abgründe? – in steinerne Objekte gesaugt.

Das Herzstück dieser Ausstellung ist die Installation „Symphony for a Beloved Sun“ im Lichthof. „Laufen die Bänder schon?“, rufen sich die Aufbauer zu, die letzte Hand anlegen. Die Bänder sind vier Förderbahnen, die zum Teil aus dem Kellergeschoss in den Lichthof wachsen, auf eine rote Sonnenscheibe zulaufen und in einem regelmäßigen Rhythmus blutrote Wachsballen in die Höhe trans-

portieren, bevor sie von dort auf den Boden des Hofes klatschen. Wachs in solchen Mengen, da fühlt man sich unmittelbar an Joseph Beuys erinnert, möchte fast schon über sich selbst grinsen, zu einfach erscheint das... und erfährt dann, dass diese Assoziation kein Zufall ist. Es schließt sich ein Kreis: Der Ausstellungskurator Norman Rosenthal ist ein ebenso profunder Kenner des Werks von Kapoor wie von Beuys und hat hier 1982 als Ko-Kurator den Einbau von Beuys vollständiger Werkstatt betreut.

In den umlaufenden Enfiladen – die Raumfolgen waren laut Kapoor eine Herausforderung für die Inszenierung – befindet sich Vertrautes und Neues oder Vertraut-Abgewandeltes aus Stahl, aus Wachs, aus Zement und Lkw-Plane, in das man sich vertiefen und womit man experimentieren kann. Immer wieder kommen kann man auch, denn einige der Skulpturen sind in Bewegung, sie verändern sich und die Räume während der gesamten Laufzeit der Ausstellung. (cg)

Mit Hirsch, Charme und Kanone



Jäger sind auch Sammler, so viel ist klar. Es sind aber weniger Beeren und Pilze, die auf der Trophäenliste stehen. Die Geweihe der Erlegten sind Gegenstand der Begierde – und tapezieren als Triumphbeweis die Wände der Jagdzimmer. Hier kommen Waidmänner am Kaminfeuer zum Austausch der Wald- und Wiesen-Geschichten zusammen. Und weil die Jagerei so schön archaisch ist, sehen auch die Jagdhütten oft aus wie ein staubiger Gamsbart. Im tschechischen Lednice na Moravě hingegen haben die Architekten von Basarch eine Jäger-Residenz entworfen, in der man Holzvertäfelung und schwere Leuchter vergeblich sucht. Ein Rundgang durch das Jagdhaus mit Sichtbetondecke und Panoramafenster bei:

www.designlines.de

Wer hat Angst vor Rot, Gelb und Blau

Architekten sind in der Regel sehr vorsichtig im Umgang mit starken Farben – es sei denn, sie gestalten Räume für Kinder. Dann ist Schluss mit der Zurückhaltung, und Böden, Decken und Wände werden bunt. Die Bodenbeläge sind besonders wichtig, denn sie dienen als Spiel- und Liegefläche, zum Toben, Tanzen, Turnen und Faulenzen. Beispielhafte Architektur (nicht nur für Kinder) gibt es im Baunetz Wissen Boden.

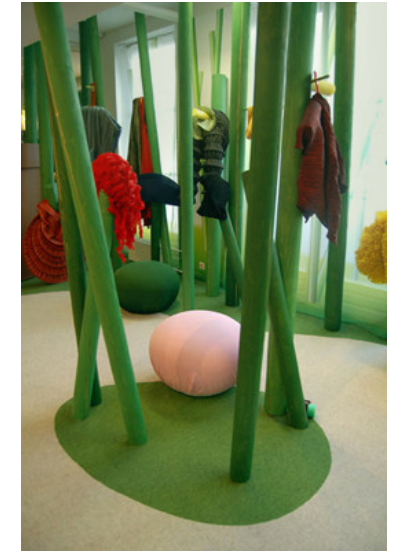
www.baunetzwissen.de/Boden



Kindertagesstätte in El Chaparral



Kinderkulturhaus in Kolding



Kindermuseum in Hamburg



Josephine-Baker-Schule in La Courneuve

Eins von 2.600 Projekten in den Architektenprofilen



Fotos: Zooney Braun (www.zooneybraun.de)

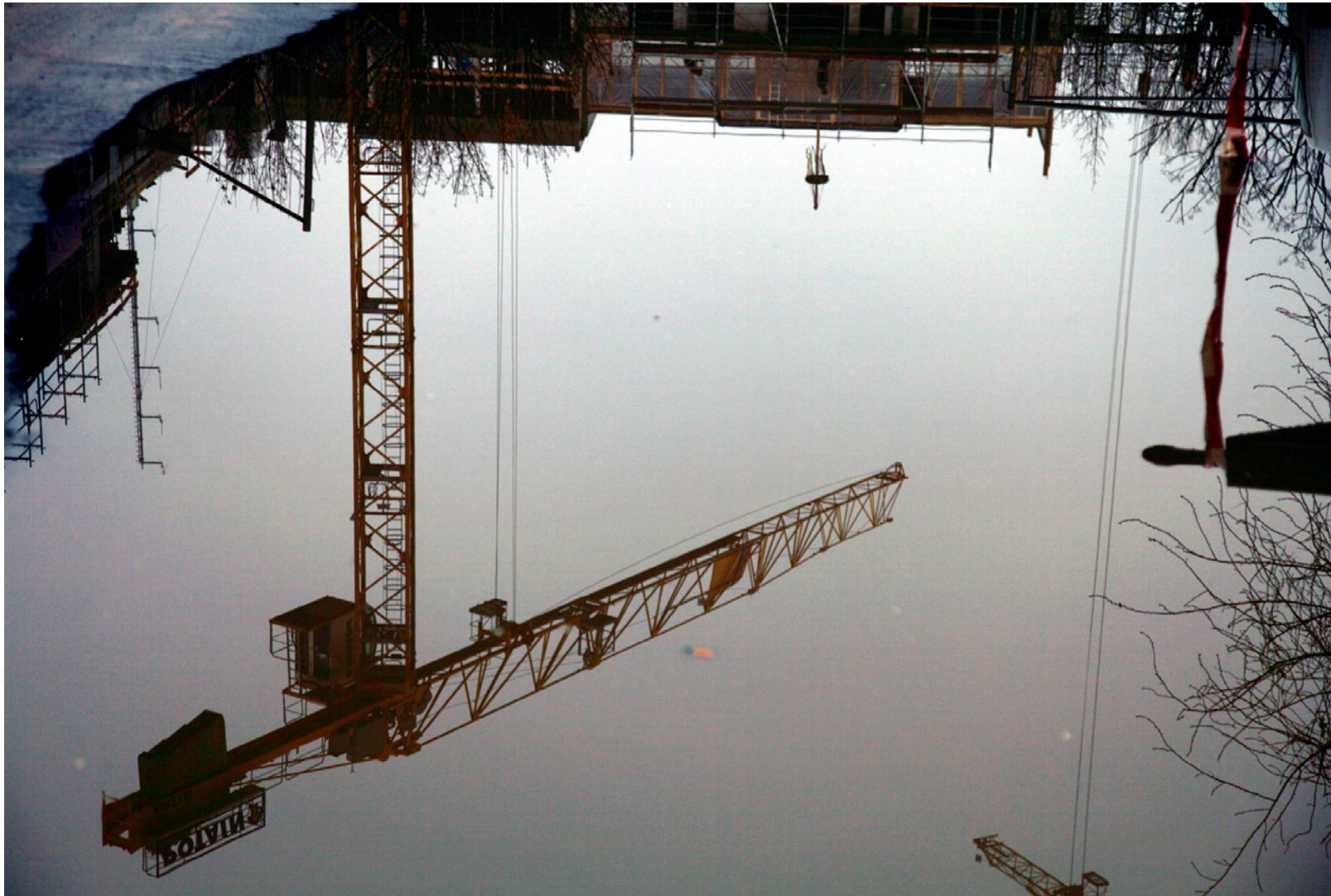


Der Kelternplatz im schwäbischen Metzingen wird von sieben historischen Fachwerkhäusern dominiert. Auf einer bislang als Parkplatz genutzten Baulücke errichtete das Stuttgarter Büro (se)arch ein ungewöhnliches Wohnhaus, das die nördliche Platzkante schließt.

Das Gebäude wurde als Wohnskulptur entwickelt, die ausgesuchte Ausblicke in die historische Umgebung ermöglicht.

Zum Projekt im *Profil* von (se)arch

Zu den *Architektenprofilen*



**Gespiegelte Baugruppenromantik, Foto: Thomas Spier*